



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Busch, Moritz: Die Moabitica.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Noabitica.

Von Moriz Busch.

Wieder einmal werden wir mit besonderem Nachdruck an drei schmerzliche Wahrheiten erinnert: es giebt viel Betrug in der Welt — Irren ist aller Menschen Loos — unser Herrgott läßt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaften begegnen wir gelegentlich argen Täuschungen und keineswegs blos Selbsttäuschungen. Mit Kummer sehen wir uns von Zeit zu Zeit überzeugt, daß selbst ordentliche Professoren nicht unfehlbar sind, ja daß sogar der Verstand ganzer gelehrter Gesellschaften, ganzer Akademien gelegentlich seine schwachen Stunden hat. Die Möglichkeit von Schwindel und Irrthum auf diesen Höhen geräth aber unter den Bewohnern derselben häufig in Vergessenheit, und die Folge ist einerseits, daß grober Betrug zuweilen geraume Zeit, mitunter jahrelang, unentlarvt und unbehelligt, ja angestaunt und gerühmt sein Handwerk treiben darf, anderseits, daß sich in manchen Kreisen ein Selbstgefühl ausbildet, welches den Neid der Götter weckt. Diese pflegen in derartigen Fällen — so stelle ich mir den Hergang vor — die Nemesis zu beauftragen, dem Uebermaß Gehalt zu thun und ein Exempel zu statuiren. Der weitere Verlauf der Sache ist dann etwa folgender. Ein in ungewöhnlichem Maße Unfehlbarer, dann und wann auch eine ganze hochgelehrte Körperschaft oder Freundschaft — ich vermeide respectvoll die Bezeichnung Clique — wird in Betreff einer wissenschaftlichen Frage mit völliger Blindheit und tauber Hartnäckigkeit geschlagen. Bescheidneren wird Auge und Ohr geschärft, sie sehen und sagen, was sie gesehen haben, aber anfangs ein wenig scheu und zaghaft vor dem großen Namen und dem maßgebenden Einflusse des oder der Unfehlbaren droben, bis endlich ein Herzhafterer — die Unfehlbaren nennen ihn im Stillen einen Pietätlosen — sich einen frischen Muth faßt und von der Leber weg redet. Man hört dann einen Krach, man sieht einen bösen Fall, man bemerkt, wie eine Größe plötzlich einschrumpft und gern noch mehr einschrumpfte, um für einige Zeit gänzlich verschwinden zu können, und unsre drei betrübenden Wahrheiten sind wieder einmal auf eine Weile zur Geltung gebracht.

Beispiele solcher oder ähnlicher Heimsuchung und Zurechtweisung treffen wir auf allen Gebieten der Wissenschaft an, namentlich aber auf dem der Urgeschichte des Orients mit Einschluß Aegyptens. Ich erinnere an Ehren Wagenfeldt's Wiederauffindung des Geschichtswerkes Sanchuniathon's, an Fourmont's Inschriftenfunde, an das famose „Buch der Wilden“, mit dem sich der Gelehrtenolymp Frankreichs monatelang in einer Weise dupiren ließ, über welche die übrige Welt in krampfhaftes, lang nachhallendes Gelächter ausbrach. Ich nenne ferner den „Riesen von Cardiff“, ein kolossales Steinbild mit phönizischen Schriftzeichen, welches vor einigen Jahren den nordamerikanischen Gelehrten zu denken gab, und die ungefähr zu gleicher Zeit in Brasilien aufgefundenene Gedenktafel der Schiffleute des Königs Hiram von Tyrus, über welche Professor Schlottmann einem Fachblatte ersten Ranges in Ausdrücken berichten durfte, nach denen die Unechtheit dieser angeblichen Reliquie noch des Beweises zu harren schien. Noch nicht eingetreten, aber zu hoffen ist die Erhebung der Resultate, welche eine Anzahl deutscher und ausländischer Gelehrten beim Studium altassyrischer Keilschriften gewonnen zu haben versichern, aus dem Zweifelhafte in's Unzweifelhafte, d. h. in ein Licht, in welchem sie mit allen ihren Göttern und Königen und ihrem gesammten Anhang von Turaniern und Ruchiten — ich wähle für die Sache einen vielleicht nicht genügend starken, aber artigen dänischen Ausdruck — als „Wahrheit mit Modification“ erscheinen werden*). Wiederum einer nicht fernen Vergangenheit angehörig ist das Unglück, welches der berliner Akademie der Wissenschaften 1856 mit dem leipziger Professor und Borsianer W. Dindorf und dem Griechen und Handschriftfabrikanten Simonides begegnete, und auf das ich aus Gründen, welche sich aus dem Folgenden ergeben werden, etwas ausführlicher eingehen muß.

In dem gedachten Jahre brachte Simonides Herrn Dindorf ein Palimpsest, welches drei Bücher der ägyptischen Königsgeschichte des Alexandriners Uranios enthielt. Der Grieche erfreute sich keines reinlichen Rufes, auch andere äußere Gründe ließen das Manuscript verdächtig erscheinen. Trotzdem wurde es von Dindorf für 2000 Thaler erworben und darauf von ihm der berliner Akademie um den Preis von 5000 Thalern zum Kauf angeboten. Dieselbe ließ es von einer Anzahl ihrer Mitglieder prüfen, chemisch, mikroskopisch, kritisch und wie noch, und das Ergebnis war, daß die Akademie den Uranios für echt erklärte und den Beschluß faßte, dessen Ankauf beim Könige zu befürworten. Das erforderte einige Zeit, Herr Dindorf aber hatte Eile mit dem Gelde, und so zahlte ihm Professor Lepsius die Hälfte der verlangten Summe aus eignen

*) Auch der Verfasser dieses Aufsatzes hat in seiner „Urgeschichte des Orients“ nach Renormant an jene Resultate, für deren Anerkennung beiläufig kräftig mit Reclamen gewirkt wird, geglaubt. Er thut, zu besserer Erkenntniß gekommen, hier Buße für diese Schwachheitsünde.

Mitteln auf Abschlag. Dindorf reiste damit ab, Lepsius behielt dafür die kostbaren Pergamentblätter. Er vor Allem hatte bewirkt, daß die Kollegen von der Akademie jenes günstige Urtheil über sie gefällt hatten. Jetzt aber wurden von anderer Seite Bedenken in Betreff der Handschrift bei ihm angeregt, und als er sie daraufhin sorgfältiger untersuchte, fand er, daß die Bedenklichen Recht hatten. Unter Anderm hatte der alte Grieche Uranios eine Hypothese Bunsen's, der sechszehn Jahrhunderte nach ihm geschrieben, wörtlich in seine Geschichte aufgenommen. Dazu kam, daß der strebsame Tischendorf, der immer dabei sein mußte, wo Etwas für sein geräumiges Knopfloch abfallen konnte*), von Leipzig auf Grund von Briefen, die Simonides an einen Landsmann gerichtet, weitere Beweise lieferte, daß die Akademie einem Fälscher in die Hände gefallen war. Das Ende war, daß Lepsius mit Stieber nach Leipzig reiste und hier gerade noch zu rechter Zeit eintraf, um dem bösen Griechen, der schon seine Koffer gepackt hatte, die Dindorfschen Zweitausend wieder abzunehmen. Sein Geld hatte man wieder, etwas Anderes aber, was manchen Leuten lieber wie Geld ist, war verloren oder doch arg beschädigt.

Die Akademie war also, wie man vielleicht auch von einer so vornehmen Körperschaft sagen darf, mit einem blauen Auge weggekommen, und blaue Augen dieser Art vergehen mit der Zeit. Demungeachtet war's eine verdrießliche Geschichte, und die berliner Herren lassen sich nicht gern an sie erinnern. Ich verdanke ihnen das nicht, meine aber, es wäre am Ende klug und nützlich gewesen, wenn sie sich selbst von Zeit zu Zeit daran erinnert und ihren Freunden davon Mittheilung gemacht hätten. Möglicherweise wäre dann ein viel schlimmeres Unglück verhütet worden, das jetzt, gerade zwanzig Jahre nach jenem ersten, den Centralpunkt der deutschen Intelligenz befallen hat, und über welches nun berichtet werden soll.

Im Jahre 1870 wurde im Gebiete des alten Volkes Moab ein mit semitischen Schriftzeichen bedeckter Stein gefunden, der nach seiner Inschrift aus der Zeit des Königs Mesa stammte. Mit dem großen Interesse, welches diese Reliquie eines Volkslebens erregte, von dem wir bisher nur durch die Bibel wußten, verband sich die Hoffnung, mit der Zeit werde sich auf den Ruinenstätten jenes Gebietes mehr der Art finden. Diese Hoffnung erfüllte sich wunderbar rasch, wenn Professor Schlottmann in Halle mit seinen Mittheilungen in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“, nach denen in der Belka, nicht fern vom Fundorte des Mesasteines, eine Anzahl Figuren, Geräthe und Tafeln moabitischen Ursprungs ausgegraben und nach Jerusalem gebracht worden waren, Recht hatte. Dieß schien jedoch nur insoweit der Fall zu sein, als wirklich solche Gegenstände in Jerusalem gezeigt

*) Er telegraphirte, nicht an Lepsius, sondern an die „maßgebende Stelle“, wo verdienstvolle und hungrige Knopflöcher gespeist werden.

wurden. Sachkenner erkannten auf den Inschriften derselben auch deutlich die Buchstaben des Mesasternes, aber, während diese hier in ihrer Gruppierung einen guten Sinn gaben, waren ihre Gruppen dort nicht zu enträthseln, und man wurde somit zu der Annahme gedrängt, daß sie das Werk eines Fälschers seien, der wohl die Form der moabitischen Schriftzeichen, nicht aber deren Bedeutung gekannt habe. Diese Vermuthung erhielt Nahrung durch Gerüchte, nach welchen in Jerusalem überhaupt die Fabrikation angeblicher Alterthümer betrieben wurde, und sie wurde nicht entkräftet, als Schlottmann weitere Fündlinge anzeigte; denn dieselben trugen den gleichen Mangel an sich wie die ersten. Allerdings kam dem Vertheidiger der Echtheit jener Antiquitäten, deren sich inzwischen im Laden des Buch- und Raritätenhändlers Schapira gegen tausend Stück angesammelt hatten, in Gestalt eines geistlichen Mitbürgers des letzteren anscheinend starke Hülfe. Der evangelische Pfarrer Weser in Jerusalem erklärte, selbst in Moab gewesen zu sein und mit eignen Augen gesehen zu haben, wie man Alterthümer der in Rede stehenden Gattung ausgegraben habe, und fügte hinzu, daß heutzutage kein Töpfer im heiligen Lande Dinge der Art anzufertigen vermöge. Aber wer im Orient gereist war, wußte, wie leicht unerfahrene Franken von Arabern und Griechen hinter's Licht zu führen sind, der Weser'sche Reisebericht zeigte, näher besehen, daß der Verfasser desselben die zum Geprelltwerden erforderliche Harmlosigkeit in ungewöhnlichem Grade besaß, und die Behauptung von dem Ungeschiek der Töpfer Palästinas wurde von Leuten, die länger als Herr Weser dort gelebt hatten, in Abrede gestellt. Die Zweifler ließen sich also durch diesen Succurs nicht irre machen. Einige begnügten sich mit Kopfschütteln, andere — ich nenne Wehstein, einen der besten Kenner der Menschen und Verhältnisse im westlichen Morgenlande — sprachen laut und unverblümt ihren Unglauben aus. Wer bisher unentschieden geschwankt hatte, mußte sich auf diese Seite gedrängt fühlen, als Professor Socin in Basel nachwies, daß jener Schapira — beiläufig ein getaufter Jude — mit gefälschten Inschriften andrer Art handelte.

Herr Schlottmann blieb trotzdem seiner Sache sicher. Er mußte zu bewirken, daß die deutsche morgenländische Gesellschaft Abbildungen der Schapira'schen Moabitica auf ihre Kosten veröffentlichte, als ob deren Echtheit unzweifelhaft feststünde, und er vermittelte den Ankauf eines Theils der Originale für — das berliner Museum? — Nach dem „Reichsanzeiger“ scheint es nicht so. Die General-Verwaltung erklärt hier, daß eine „Einverleibung“ der moabitischen Alterthümer in das königliche Museum „niemals stattgefunden hat“, und daß dieselben „von Anfang an durch sie und die ihr zur Seite stehende technische Commission als verdächtig zurückgewiesen worden sind“. Gut denn, also keine Einverleibung; im Gegentheil „von Anfang an“ —

nicht etwa bloß zu Anfang — zurückgewiesen. Gekauft aber sind sie (dem Vernehmen nach für 18 — 19,000 Thaler). So versichert uns in der „National-Zeitung“ der göttinger Professor de Lagarde, und so erklärt im preußischen Abgeordnetenhaus der berliner Professor und Akademiker Mommsen, von dem wir überdieß erfahren, daß die Kaufsumme „aus dem königlichen Unterstützungsfond“ genommen worden, daß ferner die Erwerbung von Seiten der „Regierung“ erfolgt ist, und daß dieselbe sich dabei „auf verschiedene sachverständige Urtheile, namentlich auf das Gutachten des Nestors unsrer arabischen Wissenschaft, des Herrn Fleischer“ gestützt hat. Es ist vielleicht neugierig, wenn man gern etwas Genaueres erfahren hätte, und es wäre vielleicht hübsch, wenn man sich nicht mehr fragte: Für wen denn wurden die Moabitica gekauft, wenn nicht für das Museum? — Wer ist die „Regierung“? Doch nicht ein ungreifbarer, unpersönlicher Allgemeinbegriff, ein Büdel ohne Kern? — Von wem endlich rührten die „verschiedenen sachverständigen Urtheile“ her? Bloß von Fleischer und Schlottmann? Kein Berliner dabei? Nicht auch Leute, die — nun, ich will nicht wieder an den Vorgang von 1856 erinnern. Solche Betrachtungen sehen, wie gesagt, vielleicht neugierig und am Ende gar böshaft aus, aber Liebhaber der Wahrheit und Gerechtigkeit sind nun einmal so, und mir scheint fast, als ob sie ein gewisses Recht zu solchen Fragen hätten, und als ob man wohl thäte, ihnen zu antworten, damit der Verdacht sich nicht auf Größen richtet, die unschuldig sind an dieser ungeheuerlichen Tragikomödie.

Aber Verzeihung für diese Vorausnahme späterer Ereignisse und Aufschlüsse, und kehren wir zu unsrer Geschichte zurück. Noch waren manche Gelehrte, da die Funde aus der Belka nicht recht zugänglich und nur wenige Abbildungen der Inschriften und Figuren vorhanden waren, nicht weiter als bis zu starken Zweifeln gelangt, noch waren die Herren Weser und Schlottmann, von denen der letztere sich inzwischen an die Entzifferung der Charaktere auf seinen Schätzen gemacht hatte und einige Säbchen herausgebracht haben wollte, dem Anschein nach vollkommen siegesgewiß, als sie und ihre Gönner am 24. Januar 1874 ein schwerer Schlag traf. An diesem Tage nämlich veröffentlichte Herr Clermont-Ganneau, damals Beamter beim französischen Consulat in Jerusalem, im „Athenäum“ das Ergebnis gewisser Nachforschungen, die er in Betreff der Moabitica in den Töpfereien der heiligen Stadt angestellt hatte. Dieses Ergebnis lautete, kurz zusammengefaßt, etwa folgendermaßen. Ein früherer Diener Ganneau's, eine Art arabischer Simonides, schlau, gewandt, phantasiereich, Selim el Gari geheißen, hatte die Moabitica mit Hilfe von zwei Töpfern, Abd el Baki und Achmed el Alawije, angefertigt und an Schapira verkauft.

Für unbefangene Gemüther schien es jetzt nur noch die Alternative zu

geben: entweder Ganneau oder Selim ist ein Betrüger. Ganneau war eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der semitischen Alterthumskunde, ein Mann von unbezweifelnder Redlichkeit und nach der Methode, mit welcher er seine Ausholung der Töpfer vorgenommen, ein guter Kenner der Menschenart und insbesondere der Denkweise des gemeinen Arabers in Palästina. Selim dagegen mußte selbst nach Pfarrer Weser's Angabe in seinem Bericht über die obenerwähnte Reise nach Moab — bei welcher Selim den Vock in seiner Eigenschaft als Gärtner gespielt hatte, d. h. der Führer und Berather des Herrn Pfarrers gewesen war — als sehr bedenklicher Kunde erscheinen*). Kaum konnte man daher in Zweifel sein, welcher von beiden der Schuldige war.

Der Verdruß der Vertheidiger der Echtheit des noch immer durch neue Funde wachsenden Schapira'schen Lagers moabitischer Thonwaaren war begreiflicherweise grenzenlos. Fast unbegreiflich aber war, daß er in seiner Bemängelung der Ganneau'schen Enthüllungen, denen sich der ebenfalls durchaus ehrenwerthe englische Reisende Drake mit selbständig gewonnenen Erfahrungen in der Sache zur Seite stellte, auch gewisse Grenzen nicht achtete, welche gute Lebensart der Verdächtigung des Gegners zieht. Ich meine, daß man sich nicht scheute, in der „Nordd. Allgem. Zeit.“ vom 12. April und in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 30. April 1874**) die nationale Antipathie der Deutschen gegen die Franzosen auf seine Seite zu ziehen und Ganneau das Motiv des Neides und Hasses gegen die deutschen Gelehrten unterzuschieben, welche mit „kundigem Blick und geschäftlicher Gewandtheit“ verhütet, daß jene Kostbarkeiten den Weg ins Louvre genommen hätten. Ich enthalte mich der näheren Bezeichnung dieses Verfahrens und citire nur eine Aeußerung Mommsen's in der obenerwähnten Rede vor dem preussischen Abgeordnetenhaus. „Noch nie ist ein Gelehrtenstreit mit solcher Unanständigkeit geführt worden wie dieser“, sagte der berühmte Gelehrte, und es ist wohl nicht zweifelhaft, auf wessen Verhalten diese Worte vorzüglich abzielten.

*) „Unser Selim“, sagt Weser, „hatte viel Anlage zu einem arabischen Märchen erzähler.“ — „Mit genauer Angabe von Zeit, Ort und Person berichtete er, ein neugeborenes Kind mit neun Köpfen gesehen zu haben, Jagd- und Geistergeschichten flossen wie Honig von seinen Lippen. Dabei wußte er mit genauer Kenntniß der Verhältnisse der Beduinenstämme den Leuten nach dem Munde zu reden, sie und ihre Freunde zu loben, ihren Feinden aber alles Ueble nachzusagen. Charaktervoll und wahrheitsgetreu war sein Verfahren nicht, und wir konnten wohl Bedenken haben, seinen Aussagen über die gefundenen Antiquitäten Glauben zu schenken.“ Es wäre gut gewesen, wenn Herr Weser diese Bedenken wirklich gehabt und sich nicht über sie mit dem Troste hinweg geholfen hätte: „Indeß findet man vielfach bei Arabern dies kaum begreifliche Gemisch von List und Verschmißtheit einerseits und doch wieder Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in wichtigen Angelegenheiten, in welchen sie sehen, daß man auf ihre Ehrenhaftigkeit vertraut.“ Beneidenswerthe Augen, welche Herrn Weser diese Spielart der Araber „vielfach“ finden ließen! Ich bin ihr niemals begegnet und habe im Orient nie von ihr gehört.

**) Neuerdings, am 10. März d. J., auch in der berliner „Post“.

Noch einmal schien den Herren Weser und Schlottmann das Glück zu lächeln und der Sieg zu winken. Die preußische Regierung ließ infolge der Ganneau'schen Mittheilungen die Sache durch das deutsche Consulat in Jerusalem untersuchen, und siehe da, die Verhöre der Töpler des Franzosen fielen gegen diesen aus. Die Leute traten auf die Hinterbeine und wollten, was ihre Naivetät früher freiwillig ausgeplaudert, entweder gar nicht gesagt haben oder zu ihren damaligen Aeußerungen durch Drohungen bewogen worden sein. Selim el Bari war, so schien es nach diesen Verhören, nicht der Verfertiger der fraglichen Antiquitäten, Schapira war erst recht unschuldig, Herr Weser rieb sich vergnügt die Hände, und die moabitischen Götzen grinsten und schmunzelten wie nie, daß sie nun doch echt sein sollten. Die Zweifler waren aber auch damit nicht befriedigt und bekehrt; denn einmal hatten sie ihre innern Gründe, bei ihrer Ansicht zu verharren, und dann meinten sie, die Methode, mit der die Untersuchung geführt worden, lasse zu wünschen übrig, sie habe das Ding nicht beim rechten Ende angefaßt, und es habe ihr namentlich an genügender Kenntniß des Charakters der Araber im Allgemeinen, dagegen nicht an falschen Annahmen in Betreff der beiden Hauptzeugen gefehlt.

So standen die Sachen vor einigen Wochen. Für die Echtheit der Moabitica waren, soweit man sehen konnte, nur vier Gelehrte von Fach: Weser, Schlottmann (früher Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel), der alte wunderliche Hitzig in Heidelberg, ein Vater der allerseltensamen Hypothesen, und der junge Professor Roth in Leipzig, der früher ein vorzügliches Buch über Ibn Sa'd geschrieben, und dessen Enthusiasmus für den „Plunder“ Schapira's deshalb von der Gegenpartei lebhaft bedauert wurde. Von Fleischer's Gutachten mußte man noch nichts, und der Professor und Pastor Koch in Schaffhausen, der in den letzten Tagen mit einigen Reserven den genannten Herren beigetreten ist, befand sich damals noch in Jerusalem. Man bemerke, daß drei von den Genannten Pastoren sind oder waren, und man wolle sich erinnern, daß pastorale Kritik nicht immer die schärfste ist. Gegen die Echtheit waren wieder, soweit man sehen konnte, alle übrigen Gelehrten Deutschlands und des Auslandes, auf deren Urtheil etwas zu geben war, darunter vor Allem Nöldeke in Straßburg, einer unsrer ersten Kenner semitischer Sprachen und Alterthümer.

Eine in die Einzelheiten eingehende Kritik war aus dem oben angeführten Grunde bisher noch nicht erschienen. Jetzt aber traten zwei jüngere Gelehrte, die Herren Rautsch und Socin, beide in Basel, mit einer solchen auf*) und bewiesen mit einer Gründlichkeit, die wenig zu wünschen übrig ließ, nicht

*) Die Echtheit der moabitischen Alterthümer geprüft von Prof. E. Rautsch und Prof. H. Socin. Straßburg, Verlag von R. J. Trübner, 1876.

etwa bloß, was sie, etwas zu vorsichtig, wie Vielen scheinen wird, allein bewiesen haben wollen, die Hinfälligkeit der bisher für die Echtheit gelieferten Beweise, sondern die absolute, durch fernere Gründe nicht zu erschütternde Unechtheit der Schapira'schen Waare. Sie konnten ihrer Untersuchung zunächst Abbildungen der in Basel befindlichen Thonsachen, dann die bisher noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangten Schlottmann'schen Tafeln zu Grunde legen, und später fand Rautsch Gelegenheit, auch die berliner Originale zu prüfen. Beide theilten sich so in die Arbeit, daß Socin sich der Prüfung der äußeren einschlägigen Momente unterzog, während Rautsch die Probe der inneren vornahm. Der Raum d. Bl. gestattet nur einen kurzen Ueberblick über den Gedankengang und die Resultate ihres Buches.

Socin, durch mehrjährigen Aufenthalt im Orient gründlich mit den dortigen Verhältnissen vertraut, weist nach, wie verdächtig die Herkunft der Sachen aus Moab ist. Er zeigt, wie man vor Auffindung des Mesastens im heiligen Lande nichts von Alterthümern wußte, die mit Sicherheit den alten Moabitern zuzuschreiben gewesen wären, und wie nach jener Entdeckung in Jerusalem zunächst eine Fabrik von Steininschriften entstand und bald nachher plötzlich und in ungeheurer Fülle moabitische Thonwaaren auftauchten. Die Weser'schen Expeditionen nach dem angeblichen Fundorte derselben beweisen für deren Echtheit nicht das Geringste, da sie unter der Führung eines Mannes unternommen wurden, der des Betruges höchst verdächtig ist, und da die näheren Umstände, wie sie in den Reiseberichten geschildert werden, die Möglichkeit einer Fälschung nicht ausschließen, sondern zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben. Die Enthüllungen Ganneau's und Drake's machen bei der Ehrenhaftigkeit dieser Männer durchweg den Eindruck, daß sie dem wahren Sachverhalt auf der Spur sind. Die Untersuchung vor dem deutschen Consul hat nichts als ein großartiges Lügengewebe zum Vorschein gebracht, und die auf Aussagen der Töpper gebauten Schlüsse sind hinfällig, da hierbei die Interesslosigkeit dieser Leute vorausgesetzt wurde, die in keiner Weise erwiesen war. —

Rautsch prüft zuerst die religionsgeschichtlichen Voraussetzungen, mit denen die Vertheidiger der Echtheit der Moabitica ihre Behauptungen stützen. Ein Theil der Antiken soll Götter und Göttinnen vorstellen, und Weser und Schlottmann phantasiren Allerlei von einem moabitischen Olymp, der mit dem phöniciſchen verwandt gewesen, von einer Astarte, einem Baal Peor, der durch wollüstige Orgien verehrt worden, von einem Natur- und Gestirndienste der Moabiter u. dgl. Dem gegenüber zeigt Rautsch in zwingender und unanfechtbarer Weise, daß das Alte Testament nur einen einzigen moabitischen Gott, den Kemosch, kennt, und daß wir auch von diesem nichts weiter wissen, als

daß er vorzüglich auf Höhen und durch Menschenopfer verehrt worden ist. Was darüber hinausgeht, ist nichts als Hypothese.

Den stärksten Beweis gegen die Echtheit der Thonwaaren liefert die Prüfung der paläographischen Voraussetzungen, auf die jene sich stützt. Kautsch beantwortet hier die Fragen: Wie steht es mit dem oder den Alphabeten, die bei den Inschriften auf den Figuren und Geräthen verwendet worden sind? Wie steht es mit dem paläographischen Befund hinsichtlich der einzelnen Buchstaben? — Wie steht es mit der Möglichkeit der Entzifferung und den schon vorliegenden Versuchen dieser Art? Die Antwort auf die erste Frage lautet kurz gefaßt: die Inschriften zeigen vorwiegend das Alphabet des Mesopotam, aber in so nachlässiger Ausführung, wie es auf diesem nicht vorkommt. Manche Buchstaben sind bald nach der linken, bald nach der rechten Seite gewandt, andere stehen auf dem Kopfe, einmal begegnen wir sogar einer durchgängigen Umkehrung der ganzen Inschrift. Endlich finden sich dazwischen Zeichen, die sonst nirgends existiren, also reine Phantasiebuchstaben sind. Daneben treffen wir Inschriften, die in andern Charakteren abgefaßt sind, nämlich in solchen, die an nabatäische (einst im alten Petra üblich), und solchen, die an himjaritische (südarabische) erinnern. Dieselben leiden an demselben Mangel wie jene, die Buchstaben sind auch hier ein krauses Gemisch von Seltsamkeiten und Unbegreiflichkeiten. Die zweite Frage endet in ihrer Erörterung mit dem Resultat: Der Verfertiger der Inschriften hat von der Sprache, um die es sich handelt, nichts gewußt; denn er hat gewisse Buchstaben viel seltener, andere viel häufiger gebraucht, als es in den semitischen Dialekten Regel ist, von denen wir hier einen vor uns haben müßten. Der Buchstabe Beth, der sonst gerade auf Inschriften häufig vorkommt, da er zu dem Ben (Sohn) oder Bath (Tochter) vor Eigennamen gehört und in der Präposition be (in) steht, fehlt beinahe ganz. Dagegen wimmeln die Inschriften förmlich von Rehlauten. Es kann nicht Zufall, es muß die Unwissenheit eines Fälschers sein, „wenn in angeblich semitischen Inschriften unter 1443 Consonanten nahezu ein Drittel in die Gruppe der Gutturalen gehört, welche im Alten Testamente mit 16,41% vertreten sind. Hier handelt es sich nicht mehr um einen täuschenden Schein des Zufalls, sondern um den schlagenden Beweis einer Thatsache, der Thatsache nämlich, daß sich der Fälscher nothwendig auf einem Gebiete verrathen mußte, wo ihm der Gedanke nicht leicht kommen konnte, sich durch schlaue Manipulationen vor dem Erweis der Unechtheit zu schützen. Während er seiner Vorliebe für die schönen Ringe des Ajin und für die charakteristischen Formen des Chet He Aleph freien Lauf ließ, dachte er nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, daß hinterher jemand diese schönen Ringe zählen, und die Anbringung derselben mit 6,99% gegen 2,47 im Alten Testament gar zu verschwenderisch finden möchte.“ Die dritte

Frage wird dahin beantwortet: aus keiner einzigen Inschrift ist ein auch nur halbwegs befriedigender Sinn zu gewinnen. Die Ergebnisse der Bemühungen Schlottmann's nach dieser Richtung hin sind so dürftig und unsicher ausgefallen, daß der Glaube sämtlicher Heiligen und Märtyrer der Christenheit nicht ausreichen würde, wenn man meinen sollte, daß hier das Richtige getroffen oder daß überhaupt ein Sinn vorhanden sei. „Legt ihr nichts aus, so legt was unter“, und zur Noth läßt sich allerdings gelegentlich einer Gruppe altsemitischer Buchstaben, wo die Vocalzeichen fehlen, keine Worttrennung sichtbar und bei den einen Ring bildenden Inschriften nicht einmal der Anfang des Ganzen bezeichnet ist, ein gewisser Sinn beilegen. Rautsch giebt (S. 145) scherzend eine solche Lesung, indem er, wo Hitzig: „Er komme und freue sich der Gabe Deines Freundes“ überseht hat, mit ebenso viel oder mehr Recht: „Habe Gefallen an mir, und aufhören wird Belastung“ herausbringt. Auch Möldeke*) rühmt sich, daß es ihm gelungen, in dieser Weise Inschriften ausß schönste zu deuten. Er setzt jedoch sogleich hinzu: „Nun kennen wir aber doch nachgerade genug altsemitische Inschriften, um ein gewisses Gefühl dafür zu haben, was als Inhalt solcher möglich ist und was nicht.“

Betrachten wir schließlich mit Rautsch die Moabitica vom archäologischen Gesichtspunkte, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen. Der größte Theil der Thonwaaren hat die Ziegelfarbe der gegenwärtig in Palästina gemachten unglasirten Erzeugnisse der Töpferei. Der durchaus moderne Eindruck dieser Klasse der angeblich dem grauen Alterthum entstammenden Thonsachen, zu welcher fast alle größeren Vasen, die Lampe, auf der sich die von Hitzig mit Scharffinn entzifferte Inschrift und verschiedene Figuren gehören, steigert sich noch durch das Fehlen jeglicher Spuren von Verwitterung, durch die recenten Bruchflächen bei einigen der dickeren Täfeln und durch die scharfen Ränder sowohl der eingegrabenen Buchstaben als der Lippen und Augenlider. Eine zweite weit kleinere Kategorie macht auf den ersten Blick einen antikerem Eindruck, indem an die Stelle des hellen Roth ein schmutziges Grau tritt, das auf einen gewissen Grad von Verwitterung zu deuten scheint. Sieht man jedoch schärfer zu, so zeigt sich, daß das Material dasselbe wie bei den eben beschriebenen Stücken ist, und die Farbe nur von Verschmierung mit feuchter Erde herrührt. Etwas älter sehen eine dritte und eine vierte Kategorie aus, von denen die eine aus weichem, die andere aus härterem grauem Sandstein geformt ist. Beide sind nur durch wenige Exemplare vertreten. Sehr alt endlich scheinen einige der größten Götzenfiguren zu sein. Die Masse ist hier ein fester grauer Thon, die betreffenden Stücke sind fast alle irgendwie zerbrochen und theilweise mit einem schwarzen Kitt, vermuthlich Judenpech, wieder zu-

*) Deutsche Rundschau, 2. Jahrg. Heft 6. S. 450.

sammen geleimt. Wo der Bruch selbst deutlich zu sehen ist, zeigt er nirgends zusammenpassende schärfere Flächen, die letzteren sind vielmehr rissig, unregelmäßig und von einer Farbe, als ob sie nach dem Bruche einer sehr langen Verwitterung ausgesetzt gewesen wären. Die Frage ist hier nur, ob die Gewinnung eines so auffallend alterthümlichen Aussehens innerhalb einer kurzen Zeit technisch möglich sei, und diese Frage ist Herrn Rautsch — ich muß annehmen von einem Sachverständigen — bejaht worden.

Das allerbedenklichste Kopfschütteln nöthigt die Art und Weise ab, wie diese fast durchgehends leicht zerbrechlichen Thon- und Sandsteinsachen sich erhalten haben sollen. Sie sind nicht in Hohlräumen, Gräbern oder verschlossenen Höhlen gefunden, sondern aus lockerem Boden in einer Gegend ausgegraben worden, wo sie der Feuchtigkeit, dem Druck von Menschenfüßen, gelagerten Heerden u. dgl. ausgesetzt waren. Moab ist keineswegs immer eine menschenleere Wüste gewesen, und die Behauptung: es regne dort nicht, ist grundlos. Die Fundorte sind in gerader Linie keine acht Meilen von Jerusalem entfernt, wo es häufig regnet, mehrere Reisende haben in Moab starke Güsse erlebt, und ich selbst sah 1859 zu Ostern vom Ufer des Todten Meeres aus über den Bergen nach Madeba hin die Sonne „Wasser ziehen“. Es wäre fast ein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen circa 30 Urnen zwei bis dritthalb Jahrtausende „so tapfer gehalten hätten, daß sie den Beschauer von den Brettern der berliner Sammlung so wohlgemuth ansehen wie die Töpfe einer neuen Kücheneinrichtung“.

„Welcher Töpfer zwischen Dan und Bersaba“, ruft Herr Weser aus, „einzelne der höchst kunstvollen Lampen und Urnen verfertigen sollte, ist uns ein ungelöstes Räthsel.“ Die alten Moabiter aber sollen laut geschichtlichen Zeugnissen vorzügliche Töpfer gewesen sein. Rautsch giebt zu, daß einige der Urnen geschmackvoll sind, das „Räthsel“ Weser's aber hat er und Socin einfach damit gelöst, daß sie sich selbst an die Verfertigung von Thonfiguren machten und trotz ihrer gänzlichen Ungeübtheit im Modelliren „in kürzester Zeit die erwünschtesten Resultate erzielten“. Geschichtliche Zeugnisse für die Töpferkunst der alten Bewohner Moabs endlich giebt es nicht.

Entsprechen die Thonwaaren der Analogie anderer kanaanitischer Götzenbilder? Herr Schlottmann nimmt die Existenz solcher Götzenbilder an und denkt an gewisse Idole in Cagliari, die phöniciſchen Colonisten auf der Insel zugeschrieben wurden. Dieselben gehören indeß in das fünfte oder sechste Jahrhundert n. Chr., und sie sind zwar plump und roh wie die pseudomoabitischen Götzen Schapira's, haben aber entschieden, was diese nicht haben, „jenes unbeschreibbare Etwas, was man eben Stil nennt — eine gewisse Seltsamkeit, die auf den Beschauer frappirend wirkt und den Eindruck einer anders gearteten Culturwelt auf ihn macht.“ „Mit wenig Ausnahmen grinst uns in

den Moabiticis jene nichtsagende stillose Platttheit an, in der man schwer umhin kann, den Stempel des Modernen zu finden.“ Die Figuren sind zum Theil sehr obscön, und es wäre möglich, daß die Moabiter in geschlechtlichen Dingen roher empfunden hätten als ihre Nachbarn in Kanaan, aber der Hinweis auf die vielbrüstigen Göttinnen, auf den Phallusdienst und auf zwitтерartige Gebilde reicht zur Erklärung dieser Obscönitäten nicht hin. Jene Dinge beruhen auf dem Bestreben, eine höhere Symbolik auch sinnlich darzustellen, und erhalten dadurch eine Art Weihe. Die Obscönitäten der Thonwaaren aber sind zum Theil roh und gemein schlecht hin, und lassen eine solche Erklärung nicht zu.“ Oder kann uns einer der Vertheidiger der Echtheit dieses Zeugs vielleicht die Figur 4 der unserer Schrift beigegebenen Tafel erklären? Ein Ding, das ein Molch sein könnte, wenn der Verfertiger es nicht allzu deutlich als Weib bezeichnet hätte, sitzt auf einem Geschirr, welches auch die auf ihm angebrachten sieben heiligen Punkte nicht vor dem Verdachte retten, für Bedürfnisse bestimmt zu sein, die Götter nicht kennen und Menschen nicht in Tempeln befriedigen. Ein semitisches Volk hat diese Frage nicht als Emblem seines Götzendienstes gebildet, sondern sie ist „der Ausfluß einer verdorbenen modernen Phantasie, die zu dem Betrug auch noch die freche Verhöhnung der glücklichen Finder hinzugefügt hat“, und sie kann, wenn sie überhaupt einen Sinn hat, nur ein Sinnbild — des Schöpfungsactes der Moabitica sein sollen.

Die andern Proben, welche die Tafel zeigt, sind ebenfalls entschieden modernen Charakters. Figur 1 ist oben offenbar eine Karrikatur Napoleon's des Dritten, unter eine Stockkrücke. Bei Figur 2 hat der Verfertiger unzweifelhaft an einen Mönch gedacht. Nr. 3 ist eine ganz moderne Büste, Nr. 5 unleugbar eine Tabakspfeife mit sogenanntem Schwanenkopf, Nr. 7 eine Moabiterin, welche die Fülle ihres Oberleibs in einer Schnürbrust verwahrt, Nr. 8 und 9 sind modische Stiefeletten oder Gamaschen mit seitlicher Gummieinlage.

„Antiquitäten dieser Art“ — so schließt unser Buch — „sind nur durch zwei Mittel vor dem Vernichtungsurtheile zu retten: eine Entzifferung der Inschriften von solcher Zweifellosigkeit, wie sie uns z. B. auf dem Sarkophag des Schunazar entgegentritt, und sodann einen technischen, insbesondere chemischen Beweis von eben solcher Unanfechtbarkeit“. Bis diese Beweise erbracht seien, meint Professor Rautsch, seien die moabitischen Thonwaaren „hinsichtlich ihrer äußeren und inneren Beglaubigung ein ungelöstes Räthsel“.

Ich gehe, wie oben bemerkt, weiter und finde mit Mödke das Räthsel gelöst, wenn auch noch in den letzten Tagen einige der Zweifel der hier ihrem Hauptinhalt nach besprochenen Schrift völlig oder doch einigermaßen ent-

kräftet und mehrere von den weniger wichtigen Behauptungen der Herren Socin und Rautsch widerlegt hat.*)

Gehe wir einen Blick auf diese neue Erörterung des Gegenstandes werfen, erwähne ich des erheiternden Zwischenfalls, daß einer der Kritiker des „Athenäum“ das Buch von Socin und Rautsch in der Nummer dieses Blattes vom 26. Februar mit Entrüstung als eine Vertheidigung der Echtheit der Schapira'schen Thonwaaren heruntermacht. Der Gute kann nicht annehmen, daß Gelehrte wie die Genannten, „bewußt die Hand dazu bieten würden, solche Fälschungen herauszustreichen“; „eher möchte er glauben, daß sie bei gänzlicher Unkunde von jeder Form der Archäologie von Herrn Schlottmann bezaubert worden seien.“ Er will von dem Buche „nicht unfreundlich sprechen“, hofft aber, „man werde ihm zu sagen erlauben, daß er selten einem so merkwürdigen Beispiele übelangewendeter Gelehrsamkeit begegnet.“ Der gute Mann hat natürlich von der Schrift nicht eine Zeile außer dem Titel gelesen und ist auf die „Wechtheit“ in letzterem reingefallen. Die Geschichte gehört gleich neben die vom Theaterrecensenten, der ein Stück herunterriß, welches an den Ecken angekündigt worden war, dann aber nicht aufgeführt wurde.

Das Buch Koch's ist mir noch nicht zur Hand, ich habe vor mir aber Recensionen desselben von Möldeke (Liter. Centralbl. Nr. 13) und Socin (Ausland Nr. 13), die mir vorläufig genügen. Enthält jenes mehr von Werth, was hier unbeachtet geblieben ist, so wird ein berichtigender oder ergänzender Nachtrag folgen. Nach meinen beiden Gewährsmännern hat Koch nachgewiesen, oder doch der Wahrscheinlichkeit nahe gebracht, daß Selim El Gari nicht schuldig oder doch nicht in der Weise schuldig ist, als Socin annahm. Damit aber wäre noch lange nicht dargethan, daß hier kein Betrug vorliegt; denn, wie uns gerade Koch wieder recht deutlich zeigt, wimmelt es in Palästina von Betrügern und Betrogenen aller Art. Er führt den Beweis, daß gewisse, angeblich moabitische Steininschriften allesamt, nur die des Mesa ausgenommen, gefälscht sind. Die wichtigsten dieser Inscriptionen tragen aber in Schrift und angeblicher Sprache wesentlich denselben Charakter wie die auf den Thonwaaren, nur daß bei diesen die bedenklichen Züge noch stärker hervortreten. „Werden nun nicht schon dadurch diese Thonsachen in das verdächtigste Licht gebracht?“ fragt Möldeke. Socin glaubt jetzt, daß die Vorfertiger der Thonwaaren andere gewesen sind, als die der Steininschriften, aber mit dem Resultate von Koch's Untersuchung, daß zwischen beiden kein Zusammenhang existire, kann er sich „durchaus nicht einverstanden erklären“. Die Sinnlosigkeit der Inschriften auf den Thonwaaren, einer der Hauptgründe gegen deren Echtheit, erkennt Koch an. Das fadenscheinige Auskunftsmittel,

*) Moabitisch oder Selimisch? Die Frage der moabitischen Alterthümer neu untersucht von Adolph Koch, Professor in Schaffhausen. Stuttgart, Schweizerbart, 1876.

daß behauptet wird, jene seien zwar in semitischen Charakteren, aber in einer nicht semitischen Sprache geschrieben, verschmäht er zwar, aber nur, um ein anderes zu gebrauchen, die ebenfalls schon vorgebrachte Vermuthung sinnloser Zauberformeln. „Damit aber lassen wir uns längst nicht mehr abspeisen,“ sagt Socin. Die paläographischen Bedenken versucht Koch vergeblich zu beseitigen. Die auffallende Gestalt einzelner Buchstaben und noch mehr der stillose Gesamtcharakter bleibt bestehen. Wenn Koch die Stillosigkeit der Figuren damit erklären will, daß er meint, die Moabiter seien ein völlig rohes Geschlecht gewesen, so wird das von Köldke mit vollem Rechte als entschieden falsch zurückgewiesen, da jene ein seßhaftes Volk waren, das in festen Städten wohnte und geregelte Staatseinrichtungen hatte. Wären sie aber auch so wenig gesittet und gebildet gewesen wie Eskimo oder Fidschi-Inulaner, so bleibt es doch dabei, daß, während Zeichnungen und Schnitzwerke selbst bei diesen eine gewisse Festigkeit in der Behandlung der Formen, d. h. Stil zeigen, wir in diesen Thonfiguren einer rein individuellen Verbindung kindischen Ungeschicks, wunderlicher und theilweise schmutzig gemeiner Einbildungskraft und augenscheinlicher Nachahmung fremder Vorbilder begegnen. Auch die noch in Jerusalem befindlichen Pseudomoabitica haben nach Koch's Bericht unter sich eine Menge Zeug, welches einer Bordellphantasie entsprungen sein muß.

Statt mit der Moral dieser Geschichte, die ich dem Gebrauch zuwider an die Spitze derselben gestellt habe, schließe ich mit zwei Fragen: 1) Dieser Plunder, wie ich jetzt ohne Anführungszeichen mit de Lagarde sage, ist in Berlin mit öffentlichen Geldern angekauft worden, und erst spät erfuhren wir, nicht für das Museum. Warum ließ man denn Europa Jahre lang in dem Glauben an diesen Ankauf? 2) Die „Regierung“ hat außer andern Autoritäten auf dem Gebiete semitischer Forschung unsern „Nestor“ in Leipzig um seine Meinung befragt. Gut, aber sind denn die berliner Orientalisten so ohne allen Einfluß, daß sie die compromittirende Erwerbung des Quarks, nachdem die Frage vorher soviel ventilirt worden, nicht hindern konnten, oder existirt wirklich in Berlin niemand, der sich rechtzeitig ein Urtheil bilden und warnen konnte? U. A. w. g.

Die Socialdemokratie und die deutsche Presse.

Daß die socialdemokratische Propaganda von Jahr zu Jahr Fortschritte macht und schon längst eine Macht geworden, ist eine Thatsache, mit der die Gesetzgebung zu rechnen hat. In Abrede zu stellen pflegen das auch nur